

Clemens Knobloch

Text – Umfeld – Konnotation, oder: Texte als Feldopportunisten

Ein linguistischer Textbegriff ist insofern widersprüchlich, als das Fach zur Gewinnung seiner darstellungstechnischen Kategorien systematisch von allem absehen muss, was den Textsinn ausmacht. Vor diesem Hintergrund argumentiert der Beitrag für einen Textbegriff, der mit der Vorstellung bricht, Texte seien aus sprachlichen Bedeutungen komponiert. Voraussetzung für den textuellen Ausbau sprachlicher Mittel ist der Feldopportunisten der Sprachzeichen, deren konnotative Reflexivität und Indexikalität.

1. Vorab

Ich beginne mit der leicht paradoxen Behauptung, dass auch innerhalb der Sprachwissenschaft der Textbegriff ein interdisziplinärer Begriff ist (oder sein sollte), da er mit den fachlich tradierten Mitteln der Disziplin nicht schlüssig zu definieren ist. Traditionell nutzt die Sprachwissenschaft Texte, um aus ihnen das Ensemble der sprachlichen Darstellungstechniken zu extrahieren. Dabei geht zwangsläufig just das verloren, was den Text zum Text macht: Dass er als „Sprachwerk“¹ in einen kulturellen Kommunikationszusammenhang eingelassen ist, in dem er bestimmte praktische oder theoretische Probleme löst. Was eben bedeutet, dass Texte *als Texte* in der Hauptsache nicht sprachsystemisch verfasst sind, ihre Form (und ihren kognitiven und kommunikativen Gehalt) nicht aus der ‚Sprache‘ beziehen, sondern aus den kulturellen Sagbarkeitsräumen, zu denen sie gehören. Das alles ist bekannt und spätestens seit de Saussures *langue – parole*-Opposition linguistisches Gemeingut. Anders gesagt: Ein juristischer Text wird, wie alle Texte, mit den darstellungstechnischen Mitteln des sprachlichen Symbolfeldes aufgebaut, alle seine Verweisungen werden aber bündig in der Welt der Rechtsprechung.

Weiterhin gilt: Da Texte Schnitt- und Kreuzungspunkte mannigfacher Bezüge und Beziehbarkeiten sind (de Saussures letztlich unausschöpfliche – und jedenfalls ganz und gar nicht linguistische – Heteronomie der *parole*,

¹ Karl Bühler: *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache*. Jena 1934.

des Sprechens, der ‚zerdehnten‘ Kommunikation) kann es keinen Textbegriff und keine Texttheorie geben ohne eine vorgängige Problemstellung, auf die sie antworten soll. Da es *den* Text schlechthin nicht gibt, kann es auch keine Texttheorie schlechthin geben. Meine Rahmung ist in der Hauptsache begriffsgeschichtlich. Das heißt: Mein Modell soll Antworten ermöglichen auf die Frage, wie historische und aktuelle Grund- und Leitbegriffe der sozial-politischen und gesellschaftlichen Selbstdeutungen aus ihren textuellen Zusammenhängen heraus verdeutlicht, zum Sprechen gebracht werden können.

Was als ‚Textlinguistik‘ vor etwa 50 Jahren die fachliche Bühne betreten hat, ist in der Sache natürlich viel älter, ja sogar die eigentliche Wiege der Sprachwissenschaft, die im Dienste der Analyse unverstündlich gewordener heiliger Sprachwerke (ergo als Textanalyse) als ‚Philologie‘ entstanden sein dürfte. Es ist aber auch insofern (sagen wir) eine Anmaßung, als von den zwei Lesarten für ‚Textlinguistik‘, die Eugenio Coseriu² zulässt: a) Transphrastische Grammatik und b) Linguistik des Sinnes, die zweite niemals ausschließlich von der Sprachwissenschaft her zu bewältigen sein wird.

Auch wenn Linguisten (qua *déformation professionnelle*) so tun müssen, als ob ‚die Sprache‘ ein eigener, von allen Verwendungen derselben abhebbarer Gegenstand sei, gilt doch auch umgekehrt: Im Sprechen existiert das, was die Linguisten ‚die Sprache‘ nennen, immer nur verzahnt mit mehr oder minder vordefinierten Praxisfeldern der jeweiligen Kultur. Die Tatsache, dass Sprache dergestalt an so gut wie allen gesellschaftlichen Praktiken *beteiligt* ist, hat in der Fachgeschichte zeitweise zu grotesk überdehnten Geltungsansprüchen der Sprachwissenschaft geführt. Mit dem Tenor: Da so gut wie alles sprachlich vermittelt ist, muss die Sprachwissenschaft Schlüsseldisziplin für alle Sozial- und Kulturwissenschaften sein oder doch werden. An solchen Ansprüchen kann man nur scheitern.³ Indem die systemische Sprachwissenschaft von den fallweisen Sinn-, Index- und Handlungswerten des Sprechens absieht, um ihren fachlichen Gegenstand zu erzeugen, kann sie schlecht die Zuständigkeit für eben das erklären, wovon sie absieht.

² Eugenio Coseriu: *Textlinguistik. Eine Einführung*. Tübingen 1981.

³ Vgl. hierzu Christopher Hutton: „Law lessons for linguists? Accountability and acts of professional classification“. *Language and Communication* 16.3 (1996), S. 205-214.

Sinnvoll ist dagegen die Frage nach den Eigenschaften natürlicher Sprachen, die sie dazu *geeignet* machen, in allen kulturell-gesellschaftlichen Praxisfeldern Anschluss zu finden und Anschluss zu stiften. Das allein ist eine sprachwissenschaftliche Frage. Und es ist die Frage nach dem Sprachausbau, die ich als Kontext für meine folgenden Überlegungen zum Textbegriff nehmen möchte. Denn Textualisierung (so lautet meine These) ist ein anderer Name für den kulturhistorischen Ausbau einer natürlichen Sprache für die Zwecke und Aufgaben einer (offenen) Menge gesellschaftlicher Praxisbereiche. Die Auswirkungen eines solchen Sprachausbaus müssen in den darstellungstechnischen Mechanismen und Ressourcen des Sprachsystems selbst nachgewiesen werden können, nicht nur in den Anwendungsfeldern.

2. Textualisierung

Zu dem Themenkomplex von Textualisierung und Schriftlichkeit gibt es eine umfangreiche Literatur, die ich weder ausbreiten noch resümieren kann. Darum hier nur einige Stichworte zu Aspekten, die ich für meine Argumentation benötige:

[a] *orat* vs. *literat*⁴: *Orate* Sprachwerke sind optimiert im Hinblick auf online-Verarbeitbarkeit, interpersonell-pragmatische Wirkung, Engführung von Selbst- und Fremdsteuerung. *Literate* Sprachwerke sind optimiert im Hinblick auf symbolische Darstellung, sie adressieren (in der Regel) keinen bestimmten anderen, sondern einen verallgemeinerten anderen. Ihr Format ist der Satz, während *orate* Kommunikation von den Ressourcen der Kopräsenz und der Koaktion zehrt (und ergo weniger auf Satzform und Symbolfeldressourcen angewiesen ist). *Orat* und *literat* stehen für kognitiv-kommunikative Stile, die durch mediale Realisierung geprägt, aber nicht determiniert sind.⁵

[b] Aufzeichnung, zerdehnte Sprechsituation⁶, Überlieferung: Im Unterschied zur Flüchtigkeit der face-to-face-Interaktion erlauben aufgezeichnete Texte wiederholte, mehrfache Zuwendung durch den

⁴ Vgl. Utz Maas: *Orat und Literat. Grundbegriffe der Analyse geschriebener und gesprochener Sprache*. Graz 2010.

⁵ Ebd., S. 30.

⁶ Konrad Ehlich: „Zum Textbegriff“. *Text – Textsorten – Semantik*. Hg. Anneli Rothkegel/Barbara Sandig. Hamburg 1984. S. 9-25.

Rezipienten (und wiederholte Überarbeitung durch den Produzenten). Wenn Rezipienten nicht (oder nicht mehr) über die Ressourcen verfügen, die erforderlich sind, ihn bündig zu machen, dann wird er ‚unverständlich‘, verliert die Sinndimensionen, die über das Noetische hinausführen.

[c] In der *face-to-face*-Interaktion dominiert die sprachliche Koproduktion, die unmittelbare Engführung der Erwartungen (*Nähe*⁷), in der Textproduktion fehlt die situative Engführung und Rückkopplung, der Rezipient muss den Gehalt an eigene Wissensbestände anschließen, der Produzent ihn mit den Mitteln der Beziehungen zwischen Symbolen steuern (*Distanz*) und dabei kognitiv die Fäden in der Hand behalten. Rückkopplungsschleifen zwischen Produzent und Rezipient entfallen (das gilt natürlich nicht für hybride Formen wie Internet-Chat und Brief, bei denen zeitverzögerte Rückkopplung möglich ist).

3. Umfeldler und Reindexikalisierung des Symbolfeldes

Im Unterschied zur gesprochenen und dynamisch-flüchtigen *face-to-face*-Interaktion gelten schriftlich niedergelegte Texte in der Sprachwissenschaft als (relativ) situationsentbunden, symbolfeldabhängig, propositional, an feste Symbolbedeutungen und deren Kombinationsregeln geknüpft. Das geschriebene Wort signalisiert Dauer und Festigkeit – im Unterschied zum gesprochenen, das nur flüchtig im aktuellen Erlebniszusammenhang bündig wird und sich von diesem kaum absetzt. Darum wirkt der Textsinn auf den ersten Blick, als sei er ein für alle Male fixiert und stabil – im Unterschied zum flüchtigen Sinn des Gesprochenen, der nur durch Paraphrasenangebote eingefangen werden kann, die selbst wieder flüchtig sind. Diese Suggestion ist bekanntlich trügerisch.

Nun sind Texte aber keine Zusammenstellungen sprachlicher Bedeutungen, sondern vielmehr ‚konnotative‘ Systeme.⁸ Was in ihnen artikuliert wird, ist nicht sprachlich, sondern eben nur sprachlich *artikuliert*. Es ist eine durchaus ernst gemeinte Frage, ob man in der Textanalyse überhaupt

⁷ Vgl. Helmuth Feilke/Mathilde Hennig (Hg.): *Zur Karriere von „Nähe und Distanz“: Rezeption und Diskussion des Koch-Oesterreicher-Modells*. Berlin 2016.

⁸ Im Sinne der Glossematik: Allein Ausdrucksform und Inhaltsform der Zeichen gehören zum Sprachsystem, Ausdrucks- und Inhaltssubstanz stehen außerhalb. Konnotativ sind die externen Relationen der Zeichen, die an ihre (bilateralen) Systemwerte angeschlossen werden können.

das sprachliche Systemzeichen der Linguistik zugrunde legen kann. Steht es doch für eine abstrakte und virtuelle Einheit, die aus den textuellen Verwendungen (als Ensemble seiner syntagmatischen und paradigmatischen Beziehungen) erst errechnet werden muss. Ganz offenbar hat die klassische System- und Strukturlinguistik just die Eigenschaften der Sprachzeichen nicht im Blick, auf die es textuell ankommt. Der Systemperspektive entsprechen eher die allgemein tradierten Techniken des Sprechens (worumter auch die der ‚Aktualisierung‘ virtueller Systemzeichen zählen), die in *allen* Praktiken zum Einsatz kommen. Für die Bedeutung werden denotative Konstanten eingesetzt, wo es textuell auf ein Modell der konnotativen Variabilität der ‚Anschlüsse‘ ankäme. Sekundäre Zeichenbildung des fraglichen (konnotativen) Typs gibt es nicht allein in Kultur und Literatur, sie ist vielmehr die harte und eigentlich dem sprachsystemischen *valeur* (im Sinne Saussures) logisch vorgelagerte Alltagsrealität der Sprachzeichen, die ja nicht für sich kommuniziert werden, sondern *in actu* immer mit den realen kulturellen Praktiken und Umfeldern der gesellschaftlichen und privaten Kommunikation verzahnt sind. Sekundär, abstrakt und virtuell ist aus der textuellen Sinn- und Verwendungsperspektive das (mit sich selbst identische) Systemzeichen – ein Reflexionsprodukt, das tendenziell operativ irrelevant ist. So gesehen ist die glossematische Terminologie von den ‚sekundären‘ konnotativen Bedeutungen ein wenig irreführend. Denn ‚sekundär‘ im Sinne eines Produkts nachträglicher und extrakommunikativer Zuwendung und Reflexion sind eher die lexikalischen Bedeutungen.

Die Rede von der textuellen *Re*-Indexikalisierung sprachlicher Symbole ist nur insofern relativ berechtigt, als sie einbezieht, was wenigstens in gut ausgebauten Schriftkulturen ebenfalls ein realer Faktor der Sprachverwendung ist: die *linguistic awareness* der Teilnehmer, die Art und Weise, wie sich die Teilnehmer der Kultur das Funktionieren *ihrer* Sprache zurechtlegen. Michael Silverstein spricht in diesem Zusammenhang von der „linguistic ideology“ der Teilnehmer als einem (gewissermaßen) metasemantischen Phänomen:⁹ Für das (denotativ basierte) Sprachverständnis in unseren Schriftkulturen geht die textuelle Bedeutung eines Ausdrucks auf seine denotativ-lexikalische Bedeutung zurück, oder besser: sie gilt als rückführbar. Die Aktivität, mittels derer Teilnehmer den Textsinn von Ausdrücken auf

⁹ Michael Silverstein: „Language Structure and Linguistic Ideology“. *The Elements: A parasection on linguistic units and levels*. Hg. Paul R. Clyne u.a. Chicago 1979, S. 193-247.

lexikalische Symbolbedeutungen ‚zurückzuführen‘ suchen, bezeichnet Silverstein als “definitional glossing”¹⁰ (eine metasemantische Aktivität, die Teil unserer “linguistic ideology” ist).

Basis der Sinnerzeugung im Text – so meine These – sind eben nicht die sprachlichen Systembedeutungen im oben skizzierten Sinn, sondern die ‚noetischen‘ Bedeutungen. Noetik steht hier für eine (phänomenologisch inspirierte) Theorie des *Gemeintens*, das in allen Akten der Sprachverwendung von den systemischen und einzelsprachlichen *Bedeutungen* klar abgesetzt ist. In den Akten der Sprachverwendung steuern wir nicht die sprachlichen Bedeutungen an, sondern mit ihrer Hilfe ein Gemeintes, das sich im Sprecherbewusstsein mit den Bedeutungen amalgamiert.

Da diese Aussage notgedrungen sehr abstrakt ist, will ich versuchen, das Gemeinte mit einem *exemplum* zu illustrieren: Ludwik Fleck hat in seinen (sprachtheoretisch sehr aufschlussreichen und ergiebigen) Arbeiten zur historischen Wissenschaftssoziologie darauf hingewiesen, dass elementare Adjektivpaare wie *heiß/kalt* und *schwer/leicht* noch vor wenigen hundert Jahren einen ganz anderen Bedeutungsraum ausgefüllt haben als heute, da sie gewissermaßen auch in ihrem alltäglichen Gebrauch wissenschaftlich objektiviert worden sind durch den Gebrauch von Thermometern, Waagen und anderem Gerät.¹¹ Fleck zitiert einen Text von 1755 zu der Frage, warum ein Mensch nüchtern *schwerer* sei als nach dem Essen. Speisen, so der Autor im 18. Jahrhundert, vermehren die Geister, die luftig und feurig und damit *leichter* machen. Auch fröhliche Menschen seien *leichter* als traurige: „Auch ist ein Todter weit *schwerer*, als ein noch lebendiger, weil dieser voller Geisterlein ist, jener aber derselben beraubt ist“.¹² Im semantischen Umkreis von *schmer* sammelten sich Elemente wie Schwerkraft, Schwerfälligkeit und Schwierigkeit (die nicht zufällig heute noch in die Wortfamilie gehören). Das Antonym *leicht* hingegen steht für Luft, Feuer, Lebenskraft, ‚Geisterlein‘. Aus der Perspektive des heutigen, von der Waage objektiv geprägten Paares *schwer/leicht* erscheinen die objektiven Gewichtsangaben als eigentliche und wörtliche Bedeutung, die anderen als übertragen oder metaphorisch, was offenkundig die Verhältnisse auf

¹⁰ Michael Silverstein: „Metapragmatic Discourse and Metapragmatic Function“. *Reflexive Language, Reported Speech and Metapragmatics*. Hg. John Lucy. Cambridge, Mass. 1993, S. 33-58, hier S. 42.

¹¹ Vgl. Ludwik Fleck: *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache*. Frankfurt/M. 1980; Ludwik Fleck: *Erfahrung und Tatsache*. Frankfurt/M. 1983.

¹² Zit. n. ebd., S. 105.

eigenartige Weise verkehrt. Denn tatsächlich sind die objektiven Gewichtsbedeutungen eine kulturelle, an bestimmte Denkstile gebundene Spezialisierung und Objektivierung aus dem früheren, zu einem ganz anderen Denkstil passenden Gebrauch. Die so skizzierten Fakten würde jeder Linguist als ‚Bedeutungswandel‘ der Dimensionsadjektive *leicht/schwer* behandeln. Und das hätte auch seine Richtigkeit. Mir geht es hingegen um etwas anderes: Was die Linguistik als Symbolbedeutung vergegenständlicht (und in den syntaktischen Kalkül einstellt), das ist zugleich ein variabler Kern für kulturelle Indexikalität. Und die wird (partiell) expliziert in den Ebenen textueller Relationen und Reflexionen. Wer die Probe für die gegenwärtige indexikalische Streubreite von *leicht/schwer* machen wollte, der würde ein Gefüge freilegen, zu dem etwa gehörte:

- [a] Sprecherbezug, Bewertung („leicht für mich“); ‚Schwerfälligkeit‘
- [b] Handlungsbezug („leicht zu tun“, adverbiales *leicht/schwer*);
- [c] faktisches Gewicht (objektivierbares *leicht/schwer*).

Das ist ganz ohne Anspruch auf Vollständigkeit zusammengestellt (gradierendes *schwer* fehlt etc.). Welche Bezüge und Teilfelder jeweils aktiviert werden, lässt sich nur auf der Textebene durch den fallweise modifizierten Ausdruck oder Bezug ermitteln. Mit expliziter Gewichtsangabe z.B. kann nur die objektiv messbare Dimension adressiert sein. Was aufgerufen werden kann, ist in den textuellen Umfeldern jeweils teilexpliciert durch ‚erreichbare‘ Beziehbarkeiten. Sie bilden einen Pol der noetischen Bedeutung. Dabei geht es darum, ob z.B. der Modifikator *schwer* auf ein Buch, eine Weinkiste, eine Rechenaufgabe, eine Krankheit, einen Fehler, eine Kindheit etc. bezogen wird. Das ist trivial, und es hat damit zu tun, dass eigentlich von einer ‚festen‘ Bedeutung nicht gesprochen werden kann bei einer Wortklasse wie den Adjektiven, die kategorial modifizierend sind. Nicht trivial und darstellungstechnisch relevant ist hingegen, dass kategorial modifizierende Wörter (und nicht nur die) variable Bezüge ansteuern und auswählen können: Ob im Umfeld der Äußerung: *Das ist doch leicht!* ein Koffer oder eine Aufgabe thematisch ist, das Adjektiv ‚sucht‘ sich einen passenden Bezug im aktuellen Umfeld. Flecks Beispiel *leicht/schwer* zeigt uns, dass die sekundäre Indexikalität von Symbolen im Text stets zwei Pole aufweist: einen darstellungstechnischen Pol in den noetischen Dimensionen des Sprachsystems und einen historisch-kulturellen Pol in geteilten Annahmen und Schemata.

Auf der nächsten Ebene indizieren sprachliche Ausdrücke die kommunikativen Praktiken, in denen sie vorwiegend gebraucht werden.¹³ Was Helmut Feilke als „idiomatische Prägung“¹⁴ bezeichnet, ist die Fähigkeit sprachlicher Ausdrücke, sich im Gebrauch mit einer konnotativen Aura zu umgeben, die bestimmte kommunikative Praktiken aufruft. Diese Aura kann in einzelnen (oft terminologischen) Ausdrücken verankert sein: der Ausdruck *Phonem* verweist auf den Diskurs der Linguistik. Außerhalb wird er nicht *gebraucht*, sondern höchstens ‚zitiert‘ (wie die Linguisten sagen). Viel interessanter sind aber die konnotativen Selbstindexikalisierungen, die an Syntagmen haften. Niemand kann „Wahrlich, ich sage euch...“ aussprechen, ohne damit das Neue Testament und den christlichen Diskurs aufzurufen. Und wo ein Satz mit der Formel *Gegen diesen Bescheid...* beginnt, sind Sie in der Welt der Verwaltung und des Rechts. Während die *expliziten* Techniken des Framings und Reframings kommunikativer Episoden (vor allem in der Gesprächsanalyse und der Interaktionssoziologie Erving Goffmans) im Allgemeinen gut untersucht sind, hat man den Umstand übersehen, dass diese expliziten Rahmungspraktiken nur die verbreitete Fähigkeit sprachlicher Ausdrücke ergänzen, sich selbst indexikalisch zu rahmen, indem sie ihre typischen Umfelder selbst aufrufen.

Das heißt freilich nicht, dass Ausdrücke nur in ‚ihrem‘ Bezugsfeld gebraucht werden können, es heißt vielmehr, dass sie ‚ihr‘ Bezugsfeld mitnehmen, wenn sie in anderen Feldern gebraucht werden. Die Formel von den *Risiken und Nebenwirkungen* findet man nicht nur in pharmazeutisch-medizinischen Beipackzetteln, sie importiert aber dieses Umfeld in ihre neuen Verwendungssphären. Diesen Effekt könnte man vielleicht als Konnotationstransfer bezeichnen. Je aufgeladener Formeln und Symbole in dieser Hinsicht sind, desto mehr nähern sie sich der Kollektivsymbole, die ihre spezifische Indexikalität in zahlreiche Zielsphären importieren können. Und je neutraler Ausdrücke und Wendungen in dieser Hinsicht sind, desto mehr gehören sie zur allgemeinen sprachlichen Darstellungstechnik, zum System der Sprache gewissermaßen. Auf diesem Neutralisierungskontinuum lockert und löst sich die Bindung der Darstellungstechnik an das Dargestellte.

¹³ Vgl. Utz Maas: „Konnotation“. *Politische Sprachwissenschaft. Zur Analyse von Sprache als kultureller Praxis*. Hg. Franz Januschek. Opladen 1985, S. 71-96.

¹⁴ Helmut Feilke: *Common sense – Kompetenz*. Frankfurt/M. 1994.

Es ist daher nicht ganz leicht, die operative Reichweite solcher idiomatischer Prägungen genauer zu bestimmen. Das textuell Gemeinte hat jeweils (wie bereits skizziert) einen noetischen, der sprachlichen Darstellungstechnik zugewandten Pol und einen fachdiskursiven, dem jeweiligen kulturellen Spezialgebiet zugewandten Pol. Die Grenze zwischen beiden Bereichen ist beweglich, verschiebbar. Was sich als Gemeintes intersubjektiv verfestigt, was sich gegen den einzelnen Kommunikationsakt absetzt, das wird im jeweiligen Kommunikationsraum zum Element der „gemeinsamen Welt“.¹⁵ Wir erleben es als real, weil es textuell problemlos ‚heraufbeschworen‘ werden kann. In diesem Sinne spricht Karl Mannheim von einer „Stabilisierung der Erfahrungsbasis“, die gleichwohl nicht an wirklich geteilten Erfahrungen hängt, sondern vielmehr mit perspektivischer Vielfalt und Erfahrungsdifferenzen durchaus vereinbar ist.¹⁶

Am Beispiel einer textualisierten und im Druck niedergelegten Revolutionsrede argumentiert Mannheim, durch Textualisierung würden Begriffe und Konstruktionen gewissermaßen aus dem antwortenden Erfahrungszusammenhang herausgerissen.¹⁷ Sie versorgen uns aber auch mit Indizes und Vektoren, mit deren Hilfe die fundierenden Erfahrungen (partiell) wieder aufgerufen werden:

Wir erfahren die Worte mehr oder minder nur von ihren uns alleine zugänglichen Allgemeinbedeutungen her und nicht aus ihrer einmaligen Bezogenheit auf den zusammen erlebten Erfahrungszusammenhang.¹⁸

Von diesen letzteren bleiben nur die in der sprachlichen Noetik kumulierten und angelagerten ‚Vektoren‘ sowie die darstellungstechnische Suggestion, dass etwas Bestimmtes und Bestimmbares gemeint sein müsse. Kommunikationen (so die Terminologie aus Niklas Luhmanns Soziologie) sind insofern „anschlussfähig“ – mit allen bekannten Folgen: Ist ein Text niedergelegt, kann jeder Rezipient die verfügbaren Vektoren mit eigenen

¹⁵ Karl Mannheim: „Eine soziologische Theorie der Kultur und ihrer Erkennbarkeit (konjunktives und kommunikatives Denken)“ [1922]. *Karl Mannheim: Strukturen des Denkens*. Hg. David Kettler u.a. Frankfurt/M. 1980, S. 155-322, hier S. 289.

¹⁶ Vgl. ebd.

¹⁷ Vgl. ebd., S. 213.

¹⁸ Ebd., S. 213.

Wissensbeständen verknüpfen (und dabei die eigenen Assoziationen und Kohärenzkriterien verwenden). Wachsende historische und kulturelle Abstände in der zerdehnten Textsituation kommen hinzu. Alsbald etablieren sich textbezogene Spezialdiskurse (Literaturwissenschaft, Theologie, Philosophie, Geschichte u.a.), die Mindestanforderungen an Kohärenz und Angemessenheit für Interpretationen zu etablieren suchen. Für deren Einhaltung gibt es freilich kaum objektivierbare Prüf- und Messverfahren, die nicht selbst wieder nur indexikalisch mit Text und Deutung verbunden sind. Die ‚Rückverankerung‘ etwa politisch-sozialer Begriffsbestände in den sie fundierenden gemeinsamen Erfahrungen ist ein anspruchsvolles (und meist nicht annähernd erreichbares) Ziel (in der Begriffsgeschichte). Wir sind nämlich auf diejenigen Vektoren und Restbestände angewiesen, die in unserer jeweiligen Gegenwart aktiviert werden können.

Es ist ein linguistisches Axiom, dass man sich in jeder Einzelsprache auf alles Nicht- und Außersprachliche beziehen könne. Aber die jeweilige Einzelsprache ist nur die erste und grundierende Schicht im textuellen Aufbau von Sinn. Ihre Eigenleistung reicht bis zum durchschnittlich Gemeinten (zur noetischen Ebene), das die Grenzschicht zwischen Darstellungstechnik und Sinn markiert. Die Noetik ist ein ‚doppelter Spiegel‘. Von der einen Seite betrachtet reflektiert sie die einzelsprachlichen Verfahren der Sinnproduktion, von der anderen Seite betrachtet reflektiert sie die kulturelle Streubreite *spezialdiskursiver* Sphären, in welche sich die Kategorien des Gemeinten verzweigen.

An dieser Stelle ist es angebracht, an ein sprach- und texttheoretisches Denkexperiment zu erinnern, das der (hierzulande weitgehend unbekannte) US-amerikanische Sprachphilosoph und Literaturtheoretiker Kenneth Burke bereits in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts vorgeschlagen hat.¹⁹ Es geht folgendermaßen: Wir sind alle so sehr gefangen in der (Augustinischen) Modellvorstellung, wonach die Wörter, die sprachlichen Zeichen, Zeichen für Dinge sind. Wenn nicht für wirkliche Dinge (Referenten), dann eben für fingierte. Burke schlägt vor, probeweise einmal diese Position umzudrehen und davon auszugehen, dass nicht die Wörter Zeichen der Dinge, sondern die Dinge Zeichen der Wörter seien.²⁰ Wörter, so fährt er fort, stehen gewissermaßen wie

¹⁹ Vgl. Kenneth Burke: *Language as Symbolic Action. Essays on Life, Literature, and Method*. Berkeley, L.A. 1966.

²⁰ Vgl. ebd., S. 359ff.

Überschriften für komplexe nichtsprachliche Situationen, in denen sie semiotisch eingelöst werden können. Die ‚Dinge‘ sind die Zeichen, in denen sprachliche Ausdrücke bündig auf- und eingelöst werden können.

Zu den für unsere alltägliche *linguistic ideology* maßgeblichen und paradigmatischen Vorstellungen von guter Referenz auf konkrete, singuläre Objekte gelangen wir deswegen so mühelos, weil Ausdrücke wie Haus, Baum, Auto, Mensch etc. gute, durch unseren angeborenen Konzeptapparat gestützte Einlösungen und Verkörperungen vertreten, Kürzel und ‚Überschriften‘ für transsituativ erfahrbare Knotenpunkte sind. Von vornherein konzeptuell abgegrenzte Objektklassen sind prägnante Zusammenfassungen für das, was der Ausdruck seinerseits zusammenfasst. Wenn wir aber solchermaßen nicht mit den ‚Dingen‘ anfangen, die bezeichnet oder repräsentiert werden, sondern mit den Sprachzeichen, die semiotisch ‚verkörpert‘ werden in selbst wieder zeichenhaften Bezugssystemen, dann verstehen wir plötzlich, dass und wie auch ‚abstrakte‘ Ausdrücke wie heiß/kalt oder wie Verbrechen, Krankheit, Gesellschaft etc. zu *terministic screens*²¹ gehören, die wie ein Aufmerksamkeit steuerndes Netz über unsere Erfahrungen geworfen werden und die selbst Beobachtungen erst generieren. Dann wird evident und nachvollziehbar, dass auch ein und derselbe Ausdruck von ganz unterschiedlichen Konstellationen ‚repräsentiert‘ werden kann. Unsere Vorstellung von ‚guter‘ Referenz besagt eigentlich, dass es Erfahrungsobjekte gibt, die den Inhalt eines Ausdrucks ‚gut‘ darstellen und vertreten – so wie manche Wörterbücher unter dem Lemma <Fahrrad> ein Fahrrad abbilden! Für ein besseres Verständnis der komplexen textuellen Verhältnisse zwischen einzelsprachlicher Bedeutung, noetischer Membrane und diskursivem Sinn scheint mir dieses heuristische Denkeperiment sehr fruchtbar zu sein. Was die Linguisten etwas unbeholfen einen ‚Textreferenten‘ nennen (und was bekanntlich problemlos erzeugbar und beliebig vermehrbar ist!), das ist ja selbst nichts anderes als ein Zeichen, das den Text interpretiert. Aber das kann ich leider nicht vertiefen.

Daraus folgt: Für die Rekonstruktion der noetischen Membrane zwischen Sprachtechnik und Textsinn bedarf es einer methodischen Fiktion.

²¹ Als *terministic screens* bezeichnet Burke (ebd., S. 44-62 und öfter) Systeme aufeinander bezogener sprachlicher Ausdrücke, mit deren Hilfe wir Sinn und Bewertung in unsere Beobachtungen hineintragen. Was wir ‚sehen‘ können, ist überwiegend in den Inferenzen unserer *terministic screens* angelegt, und insofern sind sie gewissermaßen die Anleitung unserer Wahrnehmung, Wahrnehmungsprogramme.

Abgeschnitten werden müssen die konkreten Verweisleistungen, die aus einem Text zu einem speziellen Redeuniversum (Diskurs) führen und nur dort bündig werden. Stellen Sie sich vor, Sie hätten einen Text vor sich, mit dessen Redeuniversum Sie nicht vertraut sind; einen Gesetzeskommentar als Nicht-Jurist, einen medizinischen Forschungstext als Nicht-Arzt, eine Abhandlung aus der theoretischen Physik als Nicht-Physiker etc. An einem solchen Text können Sie nur ‚verstehen‘, was durch die sprachlichen Verfahren alleine repräsentiert werden kann. Alles, was darüber hinausgeht, bliebe Ihnen verschlossen, solange es nicht in eine *interdiskursive* Varietät übersetzt wird. Der Interdiskurs ist die (idealisierte) Ebene der sprachlichen Resynthese funktionsteiliger Fachdiskurse ‚für jeden‘. Wenn der Arzt Ihnen Ihre Krankheit erklärt oder der Steuerberater das Steuerrecht, dann übersetzen beide ins Interdiskursive. Und wenn Ihnen die Gazetten den Brexit erklären wollen, dann verwenden sie die kollektivsymbolische Sphäre der Ehescheidung, die allen hinreichend bekannt ist und die ihre Konnotationen gerne für den Transfer zur Verfügung stellt.

Auch das alles ist im Kern trivial, aber in den texttheoretischen Konsequenzen kaum erforscht und kaum expliziert. Der Einsatz reindexikalierter Symbole (bis hin zu den multipel einsetzbaren Kollektivsymbolen) setzt voraus, dass die textuelle Identifizierung des Gemeinten und dessen symbolisch-konnotative Charakterisierung sauber trennbare Aufgaben sind. Die Rede von *Scheidung* in Sachen Brexit kann nur funktionieren, wenn ich noetisch identifizierend alle ‚Adressen‘ einsetzen kann: die Eheleute sind Großbritannien und die EU, die Gerichtsverhandlung spielt in den Institutionen der EU, die Vereinbarungen regeln das künftige Verhältnis einschließlich der gegenseitigen Verpflichtungen etc. Wenn die noetischen Identifizierungen einmal geleistet sind, verschiebt sich der Schwerpunkt der sprachlichen Dramaturgie auf die kognitiven und evaluativen Charakterisierungen.

4. Texte als Feldopportunisten

Jeder Textbegriff muss Fragen nach den Quellen des Textsinns beantworten können. In der Vor- und Frühgeschichte des Begriffs sind Texte der Garant für die Wiederholbarkeit von Sinn. Wer Texte autoritativ auslegte, der verstand und präsentierte sich gewissermaßen als Sprachrohr der im

Text selbst vergegenständlichten Autorität. Schleiermachers klassische Hermeneutik etablierte dann ein zweipoliges Modell der Zurechnung von Sinn: einmal auf den Autor („psychologische Interpretation“) und einmal auf den Sprachgebrauch der Zeit („grammatische Interpretation“) – das ist natürlich vereinfacht. Heute (nach dem Abflauen radikal konstruktivistischer Moden, die den einzelnen Rezipienten als exklusive und einzige Sinnquelle führen und jede Wiederholbarkeit von Sinn für eine fromme Fiktion halten) wäre man wohl eher zu Modellen mit weiteren Instanzen und mit ‚praktischen Idealisierungen‘ geneigt:

[a] Einen darstellungstechnischen Halt hat die Sinnzuschreibung im sprachlichen Systemwert der Zeichen und Konstruktionen (*valeur* nach de Saussure). Die operative Entsprechung dieser Ebenen ist das, was sich Sprachbenutzer als (lexikalische) Bedeutung eines Ausdrucks zurechtlegen.

[b] Einen weiteren Halt bieten die Umfeldler des Sprechens (Zeigfeld, Handlungsfeld, geteilte Aufmerksamkeit, Kenntnis der Sachen etc.²²); Hier wiederum ist die operative Entsprechung das, was der Rezipient sich als das ‚in diesem Falle Gemeinte‘ zurechtlegt.

[c] Hinzu kommen ‚Rahmungen‘ (*frames*) im weitesten Sinne des Wortes, teils explizite (Buchtitel, Überschriften, Behördenbriefe etc.), teils implizite, aus den sprachlichen Formen und Konstruktionen sowie aus dem diskursiven Duktus selbst erschließbare, textuelle *reframings* (Dialoge im Roman etc.). Sie operieren als Instruktionen für die zu aktivierenden verstehensrelevanten Umfeldler.

[d] Schließlich noch die praktischen Idealisierungen der Teilnehmer, die insofern dazugehören, als sie vorgenommen werden müssen, auch wenn sie faktisch nicht gegeben sind: Idealisierung des *common ground*, des geteilten Wissens, der Austauschbarkeit der Perspektiven (im Sinne von Alfred Schütz).

Nicht zu allen Punkten kann ich hier Erläuterungen anbieten. Über [c] ist bereits gesprochen worden. [a] scheint, wie oben angedeutet, eher in den Bereich der metasprachlichen Vergewisserungspraktiken zu gehören (und ergo von geringer operativer Relevanz zu sein). Aus meiner Sicht wäre Punkt [a] durch eine (noetische) Theorie des durchschnittlich Gemeinten zu ersetzen. Wenn nämlich die textuell-kommunikative Bedeutung sprachlicher Ausdrücke durch ihren Code- bzw. Systemwert nicht

²² Vgl. Coseriu, *Textlinguistik* (wie Anm. 2).

determiniert ist, dann hilft “knowing the meaning” auch nicht wirklich bei ihrer textuell-praktischen Verwendung.²³ Die Systembedeutungen, wie Sprecher sie sich im Durchschnitt zurechtlegen, wären dann wiederum bestenfalls ein Faktor unter [d], wo es um idealisierte Vergewisserungspraktiken der Teilnehmer geht, die davon ausgehen (müssen), dass die Codebedeutungen allen Teilnehmern bekannt sind.

Daher hier nur einige Bemerkungen zu [b] und [d]:

Ad [b]: Wenn wir vom Textzeigen, von der Übertragung von Zeigemechanismen in die Ebene der Redekette selbst, sprechen, dann denken wir gewöhnlich an die Phorik der Linguisten (geordnete anaphorische und kataphorische Beziehungen zwischen Pronomina und ihren referierenden Antezedenten bzw. Folge-NPs) sowie vielleicht noch an Zeigeoperationen im Textraum selbst wie *das erwähnte, genannte, obige XYZ*. Tatsächlich müssen wir davon ausgehen, dass bei der Textualisierung des Sprechens nicht nur ein Umbau der genuin deiktischen Zeigfeldoperationen stattfindet, sondern eine umfassende Reorganisation der gesamten Indexikalität des Sprechens.²⁴

So wichtig die genuin deiktischen und sympraktischen Zeichenkomplexe aus Laut, Körperorientierung und Gestik interaktionssoziologisch auch sind, in *face-to-face*-Lagen stehen sie immer als Ressource zur Verfügung, – die eigentliche höhere Sprachentwicklung geht in Richtung „des Abbaus der unmittelbaren, nicht in Eigenbewegung verfügbaren Kontaktstellen mit der Welt“, um erneut eine Formulierung von Gehlen zu zitieren.²⁵ Die sprachlichen Kommunikationen virtualisieren schrittweise ihre Nahtstellen mit der Sprechsituation, ohne sie jemals ganz zu verlieren, und sie übernehmen und integrieren im gleichen Prozess Beziehbarkeiten in einem vom Sprechen selbst aufgebauten kognitiven Orientierungsraum.

Simon Garrod untersucht experimentell Referentialisierungsprozesse in monologischen und dialogischen *settings*, teils mit, teils ohne verfügbare Bündigkeit in den Gegenständen der materiellen Umgebung.²⁶ Er

²³ Vgl. hierzu Roy Harris: *Signs, Language and Communication*. London 1996, S. 152.

²⁴ Zum Begriff Indexikalität in diesem Zusammenhang Peter Auer: „Indexikalität/Reflexivität (Harold Garfinkel)“. *Peter Auer. Soziale Interaktion. Eine Einführung anhand von 22 Klassikern*. Tübingen 1999, S. 127-135.

²⁵ Vgl. Arnold Gehlen: *Der Mensch*. 10. Aufl. Wiesbaden 1974, S. 202.

²⁶ Vgl. Simon Garrod: „Referential Processing in Monologue and Dialogue with and without Access to Real-World-Referents“. *The Processing and Acquisition of*

vergleicht monologische, durch Lesen eines schriftlichen Textes induzierte Routinen mit sympraktischen Zeigfeldprozessen:

In the first case, these will be processes aimed at constructing a coherent and parsimonious situation model on the basis of what has been read so far. In the second case, they will be processes aimed at establishing mappings between the utterances under interpretation and a model based on the visual world in view.²⁷

Abgesehen von der sensualistisch-kognitiven Axiomatik, die hier durchscheint, konfrontiert dieser Passus die Bündigkeit sprachlicher Ausdrücke im Außenfeld der Teilnehmerorientierung mit der Bündigkeit im sprachlich aufgebauten Situationsmodell. Letzteres steht, in der typischen Lesesituation, für die ultimative Reduktion des Wirklichkeitskontaktes, der mittels sprachlicher Techniken zu erreichen ist. Ein erzählerischer Text, z.B. ein Roman, bewegt sich bzw. den Leser ganz in einem Orientierungsraum, den er selbst aufgebaut hat – aber natürlich die umfassende Sach-, Welt- und Texterfahrung des Rezipienten voraussetzend. Die Konfrontation dieser beiden *settings* suggeriert aber womöglich eine größere Differenz, als tatsächlich besteht, weil nämlich die Ausdrücke noetisch ihre virtualisierten Weltbezüge auch mitführen, wenn sie in materiellen Gegebenheiten bündig werden. Was im schriftlichen Textmodus der Endpunkt der Verarbeitung ist, wird dann zusätzlich zu einer Such- und Orientierungshilfe für die Wahrnehmung. Es gibt jedenfalls eine Lesart, in der Ludwik Flecks Äußerung, wir könnten nur sehen, was wir auch sprachlich konzeptualisiert haben und somit ‚wissen‘, ziemlich genau der Wahrheit entspricht.

Entgegen dem ersten Anschein wächst in der Textualisierung sogar die Funktionslast der Indexikalität, die dann nur noch in geteiltem Wissen bündig werden kann und nicht mehr in der laufenden Wahrnehmung und Praxis. Während der kindliche Spracherwerb erweist, dass geteiltes *Wissen* für Verständigung zunächst nicht unbedingt erforderlich ist, wächst dessen Rolle kontinuierlich im Laufe von Erwerb und Ausbau. Interaktives *online-processing* mit seinem Zeitdruck organisiert augenblicklich verfügbare Ressourcen für die Aufmerksamkeit. Für textuelles *offline-processing* gilt: Es

Reference. Hg. Edward Gibson/Neal J. Pearlmutter. Cambridge, Mass. 2011, S. 273-294.

²⁷ Ebd., S. 276.

steht alles zur Verfügung, was die bisherige Verarbeitung als Fundus aus den Erfahrungsbeständen ‚aufgerührt‘ und der laufenden Orientierungen verfügbar gemacht hat. Echte Deixis in der Sympraxe lebt von der ‚Durchsichtigkeit der Kontexte‘.²⁸ Aber auch da gilt schon die Einschränkung gegenüber der klassischen Raum-Zeit-Konzeption von Deixis: „Much of what looks like space is really about memory, prior talk, background knowledge, perception, ownership and other social relations.“²⁹ Indexikalität eben. Und bereits in der Sphäre der *online*-Mündlichkeit reichert sich der verfügbare Verweisraum permanent an, drängt über das raum-zeitlich Gegebene hinaus in ‚konjunktive‘ (geteilte und versprachlichte) Wissensbestände. Der Abbau der unmittelbaren Kontaktstellen mit der laufenden Wahrnehmung beginnt bei den deiktischen Ausdrücken keineswegs erst mit der Schriftlichkeit.

Um wenigstens per *exemplum* aus der Sphäre der theoretischen Behauptung in die textuelle Wirklichkeit zu gelangen, ein paar Beispiele für darstellungstechnisch organisierte Indexikalität. Alle Prädikate (und viele Nennheiten) sind aufgeladen mit Argumentrelationen. Werden etwa Verben substantiviert, so müssen im prädikativen Stamm angelegte Argumentrelationen nicht mehr explizit gefüllt werden.³⁰ Oft löscht oder schluckt auch das Substantivierungsmuster bestimmte Argumentstellen und richtet das Derivat auf andere aus. Aus Walter Porzigs Lehre vom sprachlichen Abstraktum kennen wir den textuellen Mechanismus, der aus einer deprädikativen Nominalisierung einen Ausdruck macht, welcher die Argumente des zugrunde liegenden Prädikats weiterhin indexikalisch mitführt.³¹ Aus der expliziten prädikativen Konstellation des verbalen Umfeldes wird im Umfeld der Nominalisierung ein bloß indexikalisch angespielter Verweisraum: „Jahrelang belagerten die Römer Carthago. Die Belagerung...“ Hier versteht es sich textuell, dass die im Folgesatz gemeinte

²⁸ Rosemary Tracy: „Cognitive Processes and the Acquisition of Deixis“. *Essays on Deixis*. Hg. Gisa Rauh. Tübingen 1983, S. 99-148, hier S. 120.

²⁹ William F. Hanks: „Explorations in the Deictic Field“. *Current Anthropology* 46.2 (2005), S. 191-220, hier S. 197.

³⁰ „Wenn die Deutschen heute über Nachrüstung diskutieren, ist meistens der Diesel gemeint“, titelt die SZ am 5.2.19 – In den 1980er Jahren wäre ‚Nachrüstung‘ unweigerlich im Feld der Friedensbewegung und des NATO-Doppelbeschlusses indexikalisiert worden.

³¹ Vgl. Walter Porzig: „Die Leistung der Abstrakta in der Sprache“ [1930]. *Das Ringen um eine neue deutsche Grammatik*. Hg. Hugo Moser. Darmstadt 1962, S. 255-268.

Belagerung eben die Carthagos durch die Römer ist, obwohl das nicht explizit gesagt werden muss. Dieser Typ von Indexikalität qua Prädikatsnominalisierung bildet den einen Pol des Kontinuums. Der andere wird sichtbar, wenn sich solche Nominalisierungen gewissermaßen noetisch auf die Hinterbeine stellen und verwendet werden können, ganz ohne dass überhaupt *bestimmte* Argumentbezüge angespielt werden müssen. *Fortschritt, Entwicklung, Globalisierung* etc. sind Kollektivsingulare und Bewegungsbegriffe, in denen eine Vielzahl kultureller *stories*, Narrative, Deutungsschemata gebündelt vorliegen. Sie können selbstverständlich ihre Argumentrelationen spezifizieren und explizieren (*die Entwicklung eines neuen Dieselmotors durch VW*), wirken aber als politische Begriffe gerade durch die Vielfalt dessen, was sie indexikalisch anspielen können (und eben *nicht* fallweise ausführen *müssen*).

Einen guten Beleg für die ‚feldopportunistischen‘ indexikalischen Streuungen sprachlicher Ausdrücke liefern zudem fachdiskursive terminologische Definitions- und Fixierungsversuche solcher Ausdrücke. Wer versucht, Diebstahl juristisch oder Intelligenz verhaltenspsychologisch einzuhegen, der hat jedenfalls ein praktisches Bewusstsein davon, dass solche Ausdrücke im alltäglichen Gebrauch indexikalisch streuen. Solche Terminologisierungversuche verändern die semiotische Konstellation gegenüber dem sprachlichen Alltag einerseits gar nicht (einen Ausdruck definieren ist ja auch eine metasprachliche Alltagspraxis), andererseits aber verändern sie diese Konstellation erheblich: Jede Begrenzung und Befestigung eines Sprachzeichens macht dieses Zeichen zum Interpretanten einer Situation, die jetzt ihrerseits zum Zeichen für den terminologisch fixierten Inhalt wird. Ein Richter muss entscheiden, ob der vorliegende Fall/Tatbestand als Zeichen für den juristisch fixierten, in Gesetz, Kommentar, Rechtspraxis umgrenzten und sedimentierten Rechtsinhalt gewertet werden kann. Die Zeichenbeziehung spielt sich zwischen zwei gleichermaßen veränderlichen Größen ab, deren eine institutionell (und hermeneutisch) stabilisiert wird. Ihre offene Indexikalität soll nicht stören. Der Fall wird so lange interpretiert, bis er auf den Rechtsinhalt passt oder eben nicht passt – und vice versa. So gesehen ist die Bedeutung rechtssprachlicher (und anderer) Termini in keiner Weise ‚genauer‘ als die alltagssprachlicher Ausdrücke. Etabliert wird ein institutionelles Verfahren der Explikation. Der kommunikative Alltag braucht in der Regel keine Verfahren, in denen entschieden wird, welche Sachverhalte als Zeichen für die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke gelten sollen. Das kann entweder strittig

bleiben (in politischen Diskursen) oder es wird fallweise nach pragmatischen Notwendigkeiten entschieden.

Eine solche (von Kenneth Burke empfohlene;³² s.u.) probeweise Umkehr der semiotischen Perspektive ist sicher nicht mehr als eine Heuristik, die uns erlaubt, probeweise aus den Zwängen auszusteigen, die mit unserer *linguistic ideology* einhergehen. Für die sind es immer die Sprachzeichen, die für etwas ‚da draußen‘ stehen. Was wir ‚da draußen‘ sehen, steht aber eben auch als Zeichen für die Merkmale und Inhalte, die sich für unser Bewusstsein just in den sprachlichen Ausdrücken befestigen und verkörpern. Der Perspektivenwechsel lehrt: Was wir deuten, sind niemals bloß die Zeichen, in denen sich Sinn für uns verkörpert und befestigt. Es sind immer Zeichen-Umfeld-Konstellationen, in denen mal die eine, mal die andere Seite führt.

Insofern ist es terminologisch mehr als seltsam, dass Strukturlinguisten den Ausdruck ‚Pragmatik‘ als Bezeichnung für das verwenden, was zum (vermeintlich primären) denotativen Textsinn ergänzend hinzukommt.³³ Tatsächlich ist der denotative Textsinn eher das, was bleibt, wenn die pragmatischen Umfelder des Sprechens gelöscht und denotativ hilfswise rekodiert sind. Eine mögliche Eigenschaft von Texten ist die metapragmatische Rekodierung von Ereignissen, nicht zuletzt auch von Sprechereignissen:

Insofar as text represents events, particularly events of using language, the text is explicitly a metapragmatic discourse about such events.³⁴

Nach der produktiven wie nach der rezeptiven Seite wird die (sprachliche) Kommunikation durch indexikalische Gestaltschließungszwänge gesteuert, die selbst in hohem Maße flüchtig bleiben. Was wir als Sprachausbau zu verstehen suchen, das sind (wenigstens teilweise) die mehr oder minder erfolgreichen Versuche der metasemantischen und metapragmatischen, der musterhaften Rekodierung von flüchtiger Indexikalität. Und was uns als erfahrenen Text- und Schriftnutzern dabei als äußerst stabil (und

³² Burke, *Language as Symbolic Action* (wie Anm. 19).

³³ Vgl. Silverstein, „Metapragmatic Discourse“ (wie Anm. 10), S. 41.

³⁴ Ebd., S. 35.

zugänglich für Praktiken der Vergewisserung) erscheint, das ist eben die denotative Ebene, der „Referenz-und-Prädikation“-Text.³⁵

Ad [d]: Der typische literate Text³⁶ adressiert in aller Regel einen „generalisierten anderen“ (G.H. Mead).³⁷ Das heißt aber nicht, dass die fragliche Generalisierung grenzenlos oder einfach mit der Sprachgemeinschaft identisch wäre. Sie steht vielmehr für ein Kollektiv, das durch sprachlich gebundene und im kollektiven Erfahrungsraum verankerte Erfahrungsbestände gebildet und definiert wird. Und auch innerhalb dieser *community* ist die Generalisierung immer zugleich auch eine kontrafaktische soziale Idealisierung. Das wird sie erst recht an den Grenzen und Übergängen zwischen verschiedenen fachdiskursiven *communities*. Texte stiften Verknüpfungen zwischen individuellen Erfahrungsräumen. Das scheint mir eine gute, heuristisch fruchtbare axiomatische Ausgangsdefinition. Wer etwa politische Epochenbegriffe, Selbstdeutungen etc. verwendet, der tut das mit der praktischen Idealisierung einer (natürlich so niemals gegebenen) Austauschbarkeit der Standpunkte. Sie beinhaltet, dass seine Adressaten, stünden sie da, wo er steht, den Begriff ebenso gebrauchen und verstehen würden wie er selbst.

Mit wachsendem zeitlichem und kulturellem Abstand zwischen Produktion und Rezeption verschärft sich diese Diskrepanz, ohne dass die praktische Idealisierung aufgegeben würde. Jeder kennt den Fall, da ein naiver Rezipient meint, einen Text vollkommen zu verstehen, den er lediglich seinen eigenen Erwartungen und Präferenzen anpasst (und keinerlei Mühe darauf verwendet, die Produktionsbedingungen der Sinnvorlage zu rekonstruieren). Ohne jede Rückkopplung mit dem Produzenten kann jeder Rezipient mit einem Text machen, was er will. Und schon der nächste andere Rezipient wird womöglich einen ganz anderen Sinn aus der Vorlage extrahieren und seinen Vorgänger der Willkür bezichtigen. Die Mahnung der Historiker, es gebe gegen alle historiographischen Deutungen ein ‚Vetorecht der Quellen‘ wirkt da etwas hilflos, da nur eine *interpretierte* Quelle Vetorechte beanspruchen kann. Bei literarischen Quellen gilt es umgekehrt als Qualitätsausweis, wenn sie sich als ‚polyvalent‘ erweisen

³⁵ Vgl. hierzu ausführlicher Clemens Knobloch: „Zwischen ‚Ursuppe‘ und ‚letzter Instanz‘ – Kommunikation in der Linguistik“. *Kommunikation – ein Schlüsselbegriff der Humantwissenschaften?* Hg. Helmut Richter/Walter Schmitz. Münster 2003, S. 231-246.

³⁶ Maas: *Orat und Literat* (wie Anm. 4).

³⁷ Vgl. ebd.

und auch in neuen kulturhistorischen Zusammenhängen noch (oder wieder) Interpretationsressourcen abwerfen. Ich halte wohl gemerkt all diese Weiterungen keineswegs für Chimären. Sie sind berechtigt und müssen nur methodisch eingehegt werden. Kurz: aufbewahrt wird nicht der Sinn, sondern eine immer strittige Vorlage für die indexikalische Sinnkonstruktion. Wer mit historischen Texten arbeitet, der hat trivialerweise immer die doppelte Aufgabe, die in den Begriffen und Konstruktionen konnotativ aufbewahrte Innenperspektive der Produktion zu rekonstruieren und sie in Beziehung zu setzen zum aktuellen Erfahrungs- und Erwartungshorizont der Rezeption. Das steht in jedem Hermeneutiklehrbuch.

Mir geht es aber noch um etwas anderes: Auch bei textueller Kommunikation in (zeitlich, sachlich und sozial) eng koordinierten Erfahrungsräumen, mit elaboriertem *common ground* sind Begriffe und Konstruktionen niemals *bedeutungsfest* und niemals *bedeutungsgleich*. Das ist aber keine Katastrophe, sondern im Gegenteil die Voraussetzung für die kognitive Produktivität des Austauschs. In jedem Lautkörper wird Erfahrung vergesellschaftet und gebündelt, aber die textuelle Reindexikalisierung der sprachlichen Bestände sorgt zugleich dafür, dass die faktische Verschiedenheit der gebündelten und festgehaltenen Erfahrungen nicht restfrei verloren geht. Nur darum können etwa historische Begriffe den Wandel der Erfahrungen und Erwartungen, auf denen ihr Funktionieren beruht, für die Nachwelt rekonstruierbar speichern: in ihren Umfeldern, Verwendungsweisen, in deren Wandel und Verschiebung.

In der oraten *face-to-face*-Kommunikation mit ihrer *online*-Logik fallen die kommunikative und die kognitive Seite der verwendeten Ausdrücke unmittelbar in eins. Jeder ‚zweite‘ Zug indexiert eine Interpretation des ‚ersten‘, die der Initialsprecher annehmen oder korrigieren kann. Jeder textualisierte (wiederholt zuwendungsfähige) Ausdruck potenziert hingegen die Trennung zwischen den kommunikativen und kognitiven Dimensionen des Sprechens. Eben dadurch entsteht eine kognitiv wie kommunikativ dynamische Konstellation, in der Deutungen gegeneinander gesetzt, Perspektiven ausgelotet, Indexikalitäten verglichen werden können. Das textualisierte Wort ist eine Schnittstelle, eine Membran. Was in naiven und spontanen Rezeptionsakten mehr oder minder automatisch einrastet, das sind die gebräuchlichen noetischen Bedeutungen und Bezüge der Ausdrücke und Konstruktionen. Von ihnen aus muss die Rezeption in das Geflecht der teilexplicierten fachdiskursiven Bündigkeiten vordringen

5. Fazit

Die „Umfelder des Sprechens“³⁸ müssen darstellungstechnisch adressiert werden. *Wie* sie adressiert werden, das herauszubekommen ist die Aufgabe der Sprachwissenschaft. *Was* da an Wissen, Tradition, fachlich und disziplinär adressierbaren Beständen und Tatsachen jeweils adressiert wird, das haben die Philologen versucht, in die Sprachforschung hineinzuziehen. Heute wäre das Hybris und Überdehnung der fachlichen Deutungsmacht. Das *Wie* freilich, das Studium der Membranen und Schnittstellen zwischen der Sprachlichkeit der Darstellungstechnik und der noetischen Basierung des Gemeinten, liefert reichlich Stoff für textlinguistische Arbeit.

Im Allgemeinen gelten (schriftliche) Texte als vergleichsweise ‚selbstgenügsam‘ und wenig kontextabhängig im Vergleich mit gesprochener und direkter *face-to-face*-Interaktion. Das ist aber nur die halbe Wahrheit, oder besser: eine optische Täuschung, weil durch die textuelle Reorganisation und Streuung von Indexikalität die Kontext- und Umfeldabhängigkeit der Verarbeitung auch wieder steigt. Der Glaube, Texte seien zusammengesetzt aus Propositionen ist ebenfalls ein logistischer Irrglaube, denn Propositionen hängen in ihrer ‚Existenz‘ ab von der (auch in der Linguistik!) populären Ideologie, die sich Sprache epistemologisch aus der Kombination von ‚Referenz und Prädikation‘ zurechtlegt.

Text – so wäre zu resümieren – ist ein approximatives Konzept für den Sprachausbau, für die Möglichkeit, die Aufmerksamkeit eines Rezipienten entlang der aufgezeichneten, re-repräsentierten Redekette zu steuern. Qua Aufzeichnung ist wiederholter Zugriff auf die Ausdrucksseite möglich. Approximativ, weil für diese Möglichkeit eine Fülle geteilter Bestände, *common ground*, erforderlich ist, weit über die ‚gemeinsame Sprache‘ (=Darstellungstechnik) hinausgehend. Sprachausbau bedeutet, so gesehen, für die sprachliche Darstellungstechnik selbst, die Erweiterung und Vervielfältigung des ‚Meinbaren‘, der Schnittstellen zwischen dem ‚System‘ und der Masse der Spezialdiskurse. Um es noch einmal mit den Worten von Kenneth Burke zu sagen:

People usually think that the nonsymbolic realm is the clear one, while the symbolic realm is hazy. But if you agree that the words, or terms, in a book are its “facts”, then by the same token you see

³⁸ Coseriu, *Textlinguistik* (wie Anm. 2).

there is a sense in which we get our view of *deeds* as facts from our sense of *words* as facts, rather than *vice versa*.³⁹

So gesehen verfolgen wir bei der kognitiven Verarbeitung von Texten die ‚Tatsachen‘, die von ‚festen‘ sprachlichen Ausdrücken in wechselnden Kontexten und Umfeldern hervorgebracht werden können. Über die Vielfalt der in sprachlichen Ausdrücken sedimentierten Textualisierungspraktiken bauen die Sprachzeichen ihr noetisches Potential aus.

Was die Kompetenz der Individuen betrifft, so scheint der textuelle Ausbau derselben dem kulturhistorischen Entwicklungsgesetz zu folgen, das der sowjetische Psychologe Lew Wygotski vor beinahe 100 Jahren so formuliert hat: Alle höheren kognitiven und sozial-kulturellen Funktionen treten in der individuellen Entwicklung zweimal auf, zuerst in der interpsychischen Ebene, zwischen den Individuen, in der Interaktion, und erst später, qua individueller Aneignung werden sie zu intrapsychischen, individuellen Fähigkeiten.⁴⁰

Da natürlich Sprachen stets mit den vorhandenen Beständen arbeiten, muss es strukturell, auf der Ebene des Systems, nicht wirklich viel sein, was (bildlich gesprochen) hinzukommt beim textuellen Ausbau. Was in der Literatur häufig als Folgen einer dominanten Schriftkultur gelistet wird (Periodenbau, rekursive und informationsverdichtende Phrasen- und Satzkonstruktionen, Epistemische Modalität etc.⁴¹), entstammt in der Regel der Grammatikalisierung und Lexikalisierung (und der multiplen Noetisierung) vorhandener Bestände.

³⁹ Kenneth Burke: *Terms for Order*. Bloomington, Ind. 1964, S. 147.

⁴⁰ Die Hauptschwäche der modernen kognitiven Linguistik (Chomskyscher Prägung) besteht darin, dass sie den individuellen Endzustand der entwickelten Sprachkompetenz als angeboren schon für den biologischen Anfang unterstellt. Hierdurch wird der kulturelle Ausbau der biologischen Sprachfähigkeit marginalisiert.

⁴¹ Vgl. Geoffrey Sampson/David Gil/Peter Trudgill (Hg.): *Language Complexity as an Evolving Variable*. Oxford 2009.